

WOZU SCHREIBEN?

Content Note: Auf l ö s u n g

Weil ich, wenn ich nicht schreibe, tot bin, darum.

Wenn ich nicht schreibe, dann ist es, als wäre ich nicht da; wie verstorben. Wenn ich aber schreibe, dann lebe ich. Ich spüre mich; mein Innerstes kann aus mir hervortreten. Dabei schreibe ich herbei, was in mir ist, sogar vor mir selbst im Ungewissen verborgen lag. Schreiben ist ein geistiger und leiblicher Prozess. Jene Leiblichkeit ist zugleich auch eine Vergewisserung meiner eigenen Lebendigkeit, ich forme etwas außerhalb Liegendes, das auch ohne mich weiterlebt. Wenn ich mir ein Leben ganz ohne Schreiben vorstelle, dann ist da nicht viel, was mir das Leben gut erscheinen ließe. Traurig, denken einige. Nein, denke ich. So ist es halt. Was sollte ich die ganze Zeit tun? Vor mich hin kramen, aufräumen und in der Sonne liegen, ohne es einer Transformation zu unterziehen, die es mir erträglicher macht, dass im Grunde genommen alles sehr wichtig und gleichzeitig egal ist? Wenn ich nicht schreiben kann, wie ich es möchte, dann lebe ich nicht, wie ich es brauche.

FICK DIE POLIZEI

Content Notes: Preußischer Untertanengeist, zu laute Musik, Polizeigewalt, N.W.A.-Standard-Outfit

Fuck tha Police. Ein griffiger Slogan, Tagline aus der Hook des Klassikers von N.W.A., das ACAB für Fortgeschrittene. Es geht gut von den Lippen, dieses »Fuck tha Police«, der nies zischende Frikativ im Anlaut, der über das rhythmische »tha« hüpfend und im plosiven »Police« plodiert, und da ist es egal, ob man es passiv-aggressiv flüstert oder laut rausbrüllt, z. B. bei einer Party in einer linksalternativen Kneipe im Prenzlauer Berg, in der gerade eine Polizeikontrolle stattfindet. Ja, es ist ein Slogan, den man fühlt bzw. zu fühlen glaubt. Wirklich fühlen kann man ihn erst, wenn der paradierende Zinnsoldat im Kopf Helm und Uniform aus- und Compton-Locs plus Raiders-Jacke angezogen hat, um nahe der Amygdala zu cornern.

Aber ich glaube, wir müssen anders anfangen.

Ich bin Deutscher. Daher weiß ich, dass jeder Mensch mit mehr als fünfzig Jahren deutscher Familiengeschichte diesen Zinnsoldaten im Kopf wohnen hat. Ich nenne ihn schlicht den inneren Wilhelm. Er ist dieses Reptil, das den Untiefen des limbischen Systems entsprungen ist, irgendwann evolvierte und schließlich mit Pickelhaube, Monokel und Zwirbelbart ausgestattet umgezogen ist, in einen anderen Teil des Kopfes, vermutlich irgendwo nahe der Großhirnrinde, auf jeden Fall in ein voll entwickeltes, reflexionsfähiges Areal unseres Gehirns.

Wir alle kennen ihn, er erscheint, wenn wir z. B. über den Gehweg flanieren, und uns auf einmal ein Radfahrer überholt und scharf schneidet, oder wenn der Typ da vorn seine Zigarettenspitze auf den Boden schnippt, oder wenn wir in einem Café am Mehringdamm sitzen, ein Obdachloser reinkommt und die Gäste nach Geld fragt.

Dann können wir, kurz bevor sich unser Verstand einschaltet und vielleicht Verständnis für das soeben Geschehene aufbringt, einen dieser zackigen, abgehackten Sätze hören, die durch unseren Kopf bellen, sowas wie z. B.: »RUNTER VOM BÜRGERSTEIG MITM RAD!« oder »ZIJARETTENSTUMMEL UFFN BODEN SCHMEISSN 20 EURO STRAFE!« oder »VAJABUNDIERN UN HAUSIERN UNTERSACHT!« – das ist der innere Wilhelm. Sozusagen der Ur-Deutsche, der Alman unter den Jungschen Archetypen.

Der innere Wilhelm findet sich nicht nur im Spießler in seinem Schrebergarten, der sich über die ungestutzte Hecke des Nachbarn aufregt oder im obrigkeitshörigen Mieter, der Lärmprotokolle über die verdammte Studenten-WG aus dem dritten Stock führt. Nein, Tatsache, auch die sich selbst progressiv, links oder linksradikal verortenden Kräfte unserer Gesellschaft haben einen inneren Wilhelm, der davon lebt, Gesetzesverstöße zu ahnden und Delinquenten zurechtzuweisen. Sie können das gerne selber mal testen, wenn Sie z. B. bei der lokalen Antifa im Plenum sitzen, und ein Redner dort seinen Vortrag beginnt mit: »Liebe Teilnehmer«; dann ist es der innere Wilhelm, der aufspringt und im Kasernenton schreit »DET HEISST TEILNEHMER*INNEN«, denn das ist sein gottverdammter Job.

Der innere Wilhelm, das ist der ewige Hauswart, ein militaristisch gekleideter Wachhund, die wilhelminische Personifikation unseres Rechtssinns, der bitte nicht mit dem Gerechtigkeitssinn verwechselt werden darf. Jeder, der mal mit der Staatsgewalt zu tun hatte, weiß, dass Recht und Gerechtigkeit nichts miteinander zu tun haben.

Dem inneren Wilhelm geht es nicht darum zu benennen, was gerecht oder ungerecht, richtig oder falsch ist, sondern alleine darum, Recht durchzusetzen, und dieses Recht kann alles mögliche sein, was irgendwo mal schriftlich in Deklarativsätzen festgehalten und in Paragraphen eingeklammert Axiom wurde und damit irgendeinen Anschein von Allgemeingültigkeit innehat. Der innere Wilhelm, unser preußisches Reptil, beharrt auf der Hausordnung, der Aufbauanleitung eines IKEA-Möbels und dem Duden. Er heult wütend auf, wenn jemand die Tür zum Garten offen stehen

lässt, bei der Schrankmontage eine winzige Schraube vergisst oder versehentlich einen Löffel Zucker mehr in den Pudding gibt.

Dem inneren Wilhelm geht es nicht um Inhalte und Sinn, sondern ausschließlich um formales, normatives Recht, und hier können wir langsam wieder den Bogen zum Einstieg schlagen: Fuck tha Police.

Zunächst halten wir aber fest, dass unser innerer Wilhelm als Hüter der Ordnung einen natürlichen Respekt vor der Polizei hat, jenen mit staatlicher Exekutivgewalt ausgestatteten Ordnungshütern. Angesichts chicer Uniformen und zackigem Auftreten schlägt er jubilierend die Hacken zusammen.

Wenn also z. B. ein Polizist auf eine Party in einer linksalternativen Kneipe im Prenzlauer Berg kommt und Sie durch die bouncenden Bässe hindurch fragt: »Wer is'n hier der Gastgeber?«, dann antworten Sie natürlich ganz normal: »Der da hinter der Theke« oder vielleicht auch »Kein Plan«, aber innerlich salutiert Ihr innerer Wilhelm mit stolzgeschwellter Brust und kläfft: »MELDE JEHOVSAMT, HERR WACHTMEESTER!«

Stellen wir uns also vor, wie der Polizist sich den Weg durch die anderen Gäste hindurch zum Veranstalter bahnt, und halten fest, dass die bouncenden Bässe immer noch vom Klassiker von N.W.A. kommen, wo gerade die Hook einsetzt, und der ganze Raum »Fuck tha Police! Fuck – Fuck – Fuck tha Police!« brüllt. Man möchte meinen, dass der innere Wilhelm erschrocken zusammensuckt, bedröppelt die Pickelhaube vom Kopf nimmt und schuldbewusst mit den Füßen scharrt, aber weit gefehlt. Dem inneren Wilhelm geht es ja nicht um Inhalte, deshalb empfindet er überhaupt keinen Stress, wenn »Fuck tha Police« gebrüllt wird, während ein Polizist im Raum ist. Wenn aber dieser Polizist dem Veranstalter lautstark mitteilt, er möge doch bitte die Musik leiser machen, es sei schon nach zehn, dann schlagen im Kopf wieder die wilhelminischen Hacken zusammen, und ihr Oberstübchen-Untermieter bellt: »NACH ZWOUNZWANZIG UHR NUR NOCH ZIMMERLAUTSTÄRKE, JAWOLLJA!«

Sagen wir es, wie es ist: Der durchschnittliche Deutsche hat schlichtweg kein Problem mit der Polizei; er entschuldigt

sich und dreht die Musik leiser. Selbst, wenn er das mal nicht tut, wird umgekehrt der Polizist auch kein Problem mit ihm, dem durchschnittlichen Deutschen, haben. Er wird lange und deeskalierend mit ihm sprechen, irgendwann vielleicht ein Ordnungsgeld androhen, und spätestens dann wird die Musik leiser gedreht – alle sind zufrieden. Damit die paradierende Zinnsoldatensynapsenansammlung die Epaulette gegen eine fette Goldkette und das Säbelbandelier gegen einen Pager tauschen und back the reptilian roots kann, muss man zuvor symbolisch oder buchstäblich ein paar schmerzhaft Tritte abbekommen haben.

Beispielsweise könnte man als Mittzwanziger ein paar Songs aufgenommen haben, in denen man möglicherweise eine Politikerin beleidigte oder ankündigte, Polizisten brutalstmöglich killen zu wollen, was der eine oder andere ermittelnde Beamte eventuell für bare Münze und persönlich nahm. Man könnte darüber hinaus etwa noch martialisch mit Machete und Maschinengewehr auf Fotos im Internet posiert haben, worin die ermittelnden Beamten einen Verstoß gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz zu erkennen glaubten, was ihnen einen Grund lieferte, hart durchzugreifen. Erfreut, die Subjekte, die ihre gesamte Zunft musikalisch massakriert hatten, als Tatverdächtige behandeln zu können, traten sie mit einem Sondereinsatzkommando um sechs Uhr morgens deren Tür ein.

Ab diesem Moment ist man nicht mehr der durchschnittliche Deutsche, der kein Problem mit der Polizei hat, und mit dem auch die Polizei kein Problem hat. Man ist nie wieder jemand, der halt mal zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort war.

Ab diesem Moment ist man der Feind.

Einer, bei dem der Polizist, während er routiniert in der links-alternativen Kneipe gerade die Personalien sämtlicher Anwesenden aufnimmt, beim Studieren des Namens mit schlagartig verhärtetem Blick sagt: »Ach, SIE sind das.«

Einmal als Feind identifiziert, kann man leicht in Situationen geraten, in die die meisten weißen Deutschen sonst nicht kommen, wie z. B., in Handschellen auf einem Stuhl in einem kamerlosen Raum zu sitzen, umringt von einem Haufen uniformierter

Muskelberge, die einem grinsend sagen, man solle doch jetzt mal kurz die Augen schließen, und dann, nun ja, in der Realität des *Pic or didn't happen*-Zeitalters ist dann »nichts« passiert, jedenfalls nichts, was vor einem Gericht beweisbar wäre. Oder man wird in der eigenen Wohnung in Handschellen von einem ermittelnden Kommissar befragt, der auf ein lakonisches »Ohne Anwalt äußere ich mich nicht« erwidert: »Okay, Sie wollen nichts sagen, das ist Ihr gutes Recht, aber wenn Sie sich jetzt in irgendeiner Weise bewegen, wertere ich das als Fluchtversuch, und dann werde ich von der Waffe Gebrauch machen: das ist nämlich MEIN gutes Recht.«

Dann tauscht der innere Wilhelm endgültig die preußische Paradeuniform gegen Compton-Streetwear und hängt fortan im Ghetto des Mandelkernkomplexes.

Die meisten weißen Deutschen werden von der Polizei nicht als Feind gesehen und entsprechend behandelt – die Glücklichen. Deswegen schlägt ihr innerer Wilhelm die Hacken zusammen, sobald ein Polizist sie etwas fragt, und selbst wenn sie auf cool tun und Sachen sagen wie: »Das sag ich Ihnen nicht, ich muss gar nicht mit Ihnen reden«, wird gleichzeitig in ihrem Kopf jemand »IS' DOCH NURN JUX, HERR WACHTMEESTER!« bellen.

Sie fühlen den Song »Fuck tha Police« nicht mehr, sobald er aufgehört hat zu spielen, weil irgendein anderer Song läuft, dessen Bässe genauso bouncen und sie nie von der Polizei gefickt worden sind. Während in meinem Kopf immer noch der frikative Zischlaut von einem züngelnden Reptil wiederholt wird, das in Sneakers und Cap gekleidet am Abgrund des limbischen Systems chillt.

BUBBLES

Content Note Außenseitertum

Jess

FLUCH

Content Note: Gatekeeping

Ich muss etwas erzählen.

Vor ein paar Jahren sagte eine wichtige Person in Entscheiderposition, ich nenne sie Frau Glas, zu mir: »Sie sind aber schon sehr Friedhof« und meinte damit, meine Geschichten würden vom Tod handeln, was sich nicht gut verkaufen ließe. Ich lachte, weil ich nicht wusste, wie ich angemessen reagieren konnte; zwischen uns bestand ein Machtgefälle. Sie war die mit der Strategie, den Zahlen, den Kontakten. Und ich die mit den Texten. Mein Wunsch war gewesen, dass sie meine Texte lesen, mich empfehlen, mir kompetente Ratschläge geben und, ja, mich in meiner Eigenständigkeit als Autorin an- und ernst nehmen würde.

Der Friedhof-Kommentar wirkte noch jahrelang nach, hemmte mich und mein Schreiben, ließ mich an der Qualität meiner Texte und Ideen zweifeln. Als wäre ich verflucht. Um ein paar dieser nagenden Gedanken loszuwerden, erzählte ich meinem Freund Raffi davon. Er fasste sich ungläubig an den Kopf. Schließlich sei doch meine ~Spookyness~ mein »unique selling point«. Das, was mich besonders macht, was mich ausmacht. Sie hätte daraus doch eine perfekte Persona machen können. Thematisch und optisch, alles hätte gepasst. Wenn Frau Glas doch nur das Potenzial meiner Gruseligkeit erkannt hätte! Stattdessen nahm sie meine Geschichten auseinander und auch mich. Ich sollte meine Worte verbiegen. Der Friedhof dürfte zwar bleiben, aber das lesbische Paar müsste weg, vor allem Kinder dürften die beiden nicht haben, das wäre einfach zu viel, das Publikum würde so was nicht glauben.

Alles sollte in einer heiteren Kleinstadt spielen. Pastellgelbe Kleider, Meeresbrise, Landcharme trotz guten öffentlichen Nahverkehrs. Regionalgeschichten gingen immer gut, gab mir Frau

Glas mit. Am besten welche mit Witz und Happy End. Ich nahm also meine traurigen Friedhofsgeschichten mit glücklichen Lesben und überlegte hin und her. Es fiel mir nicht leicht, aber schließlich machte ich aus den beiden Frauen ein Heteropaar. Ich packte ihre Koffer, ließ sie in einen Umzugswagen steigen und verfrachtete sie in ein idyllisches Örtchen zwischen Stadt und Land.

Dort führen sie seitdem ihr Stinoleben, und ich habe sie nie wieder gesehen.

Ich bin also sehr Friedhof. Oder als Adjektiv? Ich bin sehr friedhof. Ich weiß nicht genau, wie Frau Glas ihre Worte tatsächlich meinte, aber es war das erste Mal, dass ich mich in der Literaturbranche falsch fühlte. Generell fühle ich mich mehrmals in der Woche falsch. Deplatziert, unpassend, ausgeschlossen. Weil ich per Fremdzuschreibung als »Hexe« wahrgenommen werde und per Selbstzuschreibung Hexe bin.

Ich lachte wohl aus Überforderung, weil ich mich zugleich gesehen und dafür ausgeschlossen fühlte. Ja, mein Leben findet oft auch auf Friedhöfen statt. Wessen Leben denn nicht? Ich blicke mich um. Einige meiner Freund*innen haben noch keine Tode erlebt oder fangen gerade erst damit an. Dann sind Friedhöfe vielleicht noch kein Ort für sie. Ich hingegen bin Profi. Für mich war der Tod von Anfang an dabei. Ich wuchs mit der Vorstellung eines Opas auf, der extra für mich ein Kinderzimmer gebaut hatte, aber dann noch vor meiner Geburt verstarb. Mein toter Opa legte das feine Tuch der Trauer über alles, was das Auge berührte. Womit ich auch aufwuchs, war die Erzählung, dass, wenn der Tod käme, da nichts mehr sei außer Schlaf und Dunkelheit. Als Kind hat es mir wehgetan, keinen Himmel zu haben, an den ich glauben konnte.

Auf mir liegt ein Fluch. Die Verwobenheit mit der Vergänglichkeit steckt in meinen Knochen, das ist meine Welt. Ich wurde von Frau Glas als Mensch ertappt und beschämt. Mir wurde gesagt: Das passt hier nicht rein. Du passt hier nicht rein. Ich mit meiner Geschichte passe da nicht rein. Ha! Als ob ich das nicht längst wüsste.

Während meines Tagesausflugs in den Hauptstrom der leicht verkäuflichen Literatur habe ich gelernt, dass ich ein Lachs bin.

Gegen den Strom muss ich, und wenn ich es mal vergesse, merken es die anderen. Ein Lachs hat es schwerer damit, voranzukommen, und ein Lachs sieht mehr: große Häuser, kleine Schluchten, viele Details und, ja, hin und wieder auch einen Friedhof.